

Strahlende Zukunft

In Tschernobyl ereignete sich die größte technologische Katastrophe des 20. Jahrhunderts. Ausgerechnet dort findet man heute die größten Anhänger der Atomkraft. Eine Spurensuche.

Text: Simone Brunner • **Fotografie:** Florian Bachmeier

Am 15. Dezember 2000 kommen die Männer mit Blumen, mit Trauerflor und leeren Gesichtern. Der ukrainische Präsident Leonid Kutschma ist per Video zugeschaltet, um 13.17 Uhr gibt er das Kommando. Wie mechanisch tritt ein Mitarbeiter an das Schaltpult und legt den Hebel um. »Der dritte Block des Atomkraftwerks Tschernobyl wurde für immer abgeschaltet«, sagt eine Stimme aus dem Off. Männer in weißen Gewändern legen Blumen am Reaktor nieder. Sie weinen.

Wenn Jewgeni Jaschin das Video heute sieht, tut es ihm immer noch weh. Nicht etwa, weil er Jahre davor, in den ersten Tagen nach dem Reaktorunfall 1986, kniehoch im verseuchten Wasser gewatet ist und danach monatelang in einer Moskauer Klinik behandelt werden musste. Nicht etwa, weil er noch heute an den Folgen der Strahlenkrankheit leidet. Und auch nicht, weil seine Familie die Wohnung in Pripjat aufgeben musste und monatelang von einem Flüchtlingslager, von einem Sanatorium zum anderen floh. Mit heiserer, verbitterter Stimme sagt er: »Man hätte den Block nie abschalten dürfen.«

Der Unfall von Tschernobyl im April 1986 gilt als die größte technologische Katastrophe des 20. Jahrhunderts. Eine Explosion im vierten Block setzte damals radioaktive Stoffe frei und verseuchte weite Teile Europas. Doch die unbeschädigten Blöcke 1, 2 und 3 des Atomkraftwerks liefen noch jahrelang weiter. Bis im Jahr 2000 der letzte



Block auf internationalen Druck abgeschaltet wurde. Heute sitzt Jaschin in seinem Wohnzimmer, umrankt von Büchern und Heiligenbildern. Wenn er seine Galauniform um den hageren Körper legt, blitzen die Orden und Abzeichen. Jaschin hat nie in einem Krieg gekämpft, aber in der Ukraine ist er ein »Veteran«. Ein Staatsheld. Einer von den hunderttausenden Helfern, die nach der großen Katastrophe alles taten, um eine noch größere abzuwenden: einer der »Liquidatoren«. Damals pumpte er mit seinen Kollegen das Löschwasser aus dem Reaktorsystem. Viele meinen: Wenn es sich mit dem Reaktorkern verbunden hätte, wäre es zu einer zweiten, viel größeren Explosion gekommen, die halb Europa unbewohnbar gemacht hätte.

Noch viele Jahre nach dem Unfall hat Jaschin seinen Dienst in der »Stantsija«, dem Werk, verrichtet. Wie tausende andere auch. Manche hätten sogar ihre Krankheiten verheimlicht, um wieder in Tschernobyl arbeiten zu können, erinnert er sich. Ein großer Teil seiner alten Weggefährten ist gestorben. »Für viele gab es etwas, das wichtiger war als die eigene Gesundheit«, sagt Jaschin. »Das Kollektiv.« Und als im Jahr 2000 der letzte Block abgeschaltet wurde, war es ein Schock. Ein Schock für Jaschin, ein Schock für das Kollektiv, ein Schock für die ganze Stadt. »Das war eine rein politische Entscheidung. Es gab überhaupt keinen Grund, die Stantsija vollkommen zu schließen. Die Blöcke funktionierten doch einwandfrei.«

»Die Stadt des Weißen Engels gedenkt der Helden von Tschernobyl«, steht auf dem Schild an der Stadteinfahrt, wenige Kilometer von Jaschins Haus entfernt. Slawutytsch wurde unmittelbar nach der Katastrophe von Tschernobyl erbaut, wenige Kilometer vom Sperrgebiet, der »Zone«, entfernt – für die Umsiedler aus dem Atomkraftwerk und dessen Satellitenstadt Pripjat. Die Stadt des Kollektivs: Bauleiter und Arbeiter aus acht Sowjetrepubliken stampften sie innerhalb weniger Monate aus dem Boden. Ein Symbol für den »Umbau«, die »Perestrojka«, ein zu Stein gewordener Bruderkuß von Georgien bis zum Baltikum. Eine »sowjetische Stadt für das 21. Jahrhundert«. Eine Lenin-Statue wollte man errichten – nicht auf einem Sockel, sondern zu ebener Erde, auf Augenhöhe mit den Bürgern. Dazu kam es aber nicht mehr. Bevor der Lenin seinen Blick über Slawutytsch schweifen lassen konnte, war das sowjetische Riesenreich zerbrochen.

Die Sowjetunion ist Geschichte. Tschernobyl aber ist hier immer noch die Gegenwart. Neuvermählte legen am Denkmal für die Tschernobyl-Opfer Blumen nieder, bevor sie einander am Stein des »Weißen Engels« ewige

Die »Zone« um Tschernobyl ist für die Japaner wie eine Zeitmaschine. Für Fukushima ist Tschernobyl ein Blick in die eigene Zukunft.

Liebe schwören. Vor der Bahnhofshalle hängt keine Uhr, sondern ein Strahlungsmessgerät. 4.000 Menschen fahren hier jeden Tag mit der »Elektritschka«, dem Vorortzug, in die »Zone«, auf die Stantsija. Sie arbeiten noch immer daran, die Folgen des Unfalls zu beseitigen – in der zweiten Generation. Slawutytsch lebt vom Atommüll, auch 30 Jahre nach der Katastrophe.

Slawutytsch ist zwar die jüngste Stadt der Ukraine, hat aber zugleich den am längsten dienenden Bürgermeister. Wladimir Udowitschenko ist ein Zwei-Meter-Hühne und versprüht die Begeisterung der Pionierzeit. »Wenn Pripjat die Niederlage ist, dann ist Slawutytsch die Wiederauf-erstehung«, sagt er. Zuletzt hat sich die Utopie dennoch etwas getrübt. Als der letzte Block im Jahr 2000 vom Netz genommen wurde, verloren 9.000 Menschen auf einen Schlag ihre Arbeit. Mindestens 1.500 Familien sind weggezogen. Zwar sollen in Slawutytsch noch knapp 25.000 Menschen leben, aber die Plätze sind leer. Slawutytsch, die stolze Stadt des Kollektivs, verwaist.

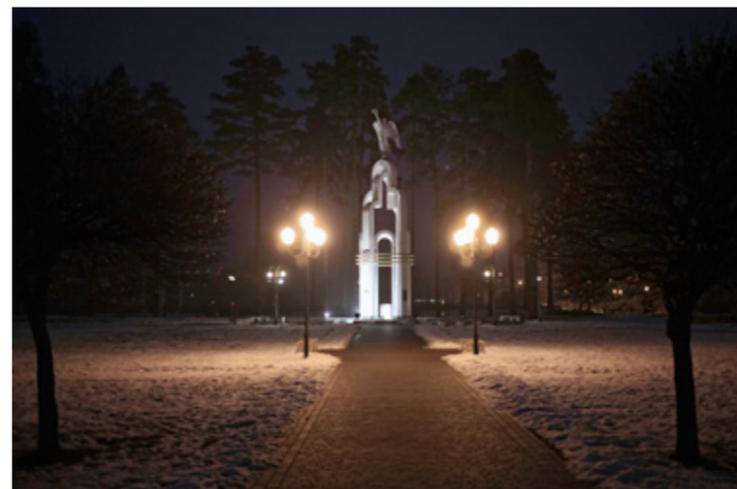
Im Büro des Bürgermeisters stapeln sich Zeitungen, Souvenirs, Flaggen, Wimpel, Trophäen und Fotos. Eines zeigt den japanischen Botschafter, der zuletzt zu Besuch war. Überhaupt kommen viele Japaner nach Slawutytsch und in die »Zone« – seit Fukushima. »Tschernobyl war nicht die Niederlage der Sowjetunion, sondern der gesamten Welt«, sagt Udowitschenko und spinnt seinen Gedanken weiter: nicht die Niederlage der Atomkraft, sondern der Kontrolle über sie. Und die »Zone« um Tschernobyl ist für die Japaner jetzt wie eine Zeitmaschine. Wie wird das Leben sein 30 Jahre nach dem Unfall? Für Fukushima ist Tschernobyl ein Blick in die eigene Zukunft.

45 Kilometer sind es von Slawutytsch zum Atomkraftwerk, 40 Minuten mit der Elektritschka. Einmal quer durch weißrussisches Niemandsland, einen Landzipfel zwischen den Flüssen Dnjepr und Pripjat, durch Sperrgebiet. In Slawutytsch erzählt man sich von wilden Touristen, die immer wieder versuchen würden, unbemerkt durch die Flüsse in die »Zone« zu schwimmen. Die Landschaft wirkt unwirklich, wie ein Filmset. Wie schwerelos säumen Telegrafmasten die Gleise, auf halbem Weg umgestürzt – aber sie halten noch, wie im Sturz erstarrt. Baumstümpfe ragen aus zugefrorenen Sümpfen, wie Stummel. Und Birken, immerzu Birken. Vorstellung und Realität überlagern sich. Ein aufgebrochener Koffer neben den Gleisen – rußgeschwärzt. Häuser stehen leer, verfallen, als wären sie ausgebombt. Was davon ist Verfall, was ist Natur?

Dmitri Stelmach hat kein einziges Mal aus dem Fenster gesehen. Er kennt das alles schon seit seiner Kindheit. Stelmach blättert in seinen Unterlagen. Er leitet die Abteilung für strategische Planung im Atomkraftwerk von Tschernobyl, die es immer noch gibt. Wenn er davon spricht, dass die »Zone« für Jahrhunderte verseucht und unbewohnbar bleiben wird, dann klingt das nicht wie



An Stellen mit besonders hoher Strahlung sind Warnschilder aufgestellt. Dmitri Stelmach glaubt dennoch, dass die Region Zukunft haben wird.



eine Klage, sondern wie ein Businessplan. »Natürlich ist das alles furchtbar, was passiert ist«, sagt er, »aber dieses Unheil ist jetzt unser Wettbewerbsvorteil.«

Als das Werk in die Luft ging, war er sieben Jahre alt. Gebannt starrte er damals in die lodernen Flammen, die man von der Plattenbauwohnung seiner Eltern in Pripjat aus sehen konnte. Die Evakuierung, die Flucht, die Rückkehr nach Slawutytsch – für ihn war das alles ein großes Abenteuer. Welcher Stress und welche Belastung das für seine Eltern waren, das habe er erst später begriffen. »Aber wir, die nachfolgende Generation – wir müssen noch unser eigenes Kapitel in dieser Geschichte schreiben.«

Um den Abbau des Atommülls von Tschernobyl ist eine regelrechte Industrie entstanden – die »Decommissioning Infrastructure«, der »Shelter Implementation Plan«. Fabriken werden gebaut, um die radioaktiven Reste umzuarbeiten, die dann in einem Depot versenkt werden, einer Art Endlager für den nuklearen Abfall. Wer mit Atommüll arbeitet, rechnet nicht in Jahren, sondern in Jahrzehnten oder Jahrhunderten. 2064 soll die Abbau-phase hier abgeschlossen sein.

Damit endet aber Stelmachs Zeitrechnung nicht. Wenn man ihm zuhört, klingt alles ganz einfach: »Viele Menschen wollen nicht, dass neben ihnen Atommüll gelagert wird. Oder ein Atomkraftwerk steht.« Es ist eine simple Berechnung von Angebot und Nachfrage: dort die Atomindustrie und hier die »Zone« von der Größe Luxemburgs, auf Jahrhunderte hinaus verseucht. Mit Platz für Endlager, radioaktiven Müll – und vielleicht auch wieder für ein Atomkraftwerk. Irgendwann. Eine Art Atompark für alle Bedürfnisse, ein nukleares Laboratorium. »Das Know-how, das wir uns in den letzten Jahren und Jahrzehnten angeeignet haben, ist einzigartig«, sagt Stelmach. »Und unsere Dienste wird man so lange brauchen, wie es Atomindustrie gibt.« Und die erlebt nach Tschernobyl und Fukushima gerade wieder eine Renaissance: 70 neue Reaktoren sind derzeit weltweit in Bau – Energiewende in Deutschland hin oder her.

Stelmach ist kein Spinner, spricht ruhig und gewissenhaft. Er versucht nur, die Dinge rational zu sehen. So wie er denken viele in Slawutytsch. Hauptsache, es gibt Arbeit. Und eine Perspektive. Lieber ein nukleares Silicon Valley als ein ukrainisches Detroit.

Endstation Tschernobyl. Der Bahnsteig ist mit grünem Wellblech überdacht – gegen die Strahlung und den Regen. Das AKW ist jetzt ganz nah, durch die milchigen Scheiben sieht man schon die Reaktorblöcke, auf der anderen Seite die Umrisse von Pripjat, der Geisterstadt, die langsam in sich zusammenfällt. Aus den Lautsprechern dröhnt Popmusik. Kylie Minogue, »Come on, come on, do the locomotion with me«. An einem Checkpoint werden die Ausweise aller Passagiere kontrolliert. Wer hier nicht arbeitet, kommt nur mit Sondergeneh-



Ein Heim für Behinderte, darunter das Tschernobyl-Museum in Slawutytsch.

migung in die Anlage. »Wenn ihr aus dem Urlaub kommt, vergesst eure Strahlenmesser nicht!«, steht auf einem Schild.

Unscheinbar und geduckt, wie eine hässliche Lagerhalle, ragt der Block 4 in den grauen Himmel. Kräne flankieren den Block auf beiden Seiten. Betonmischer surren, einige hundert Meter weiter brummt ein Gabelstapler. Arbeiter mit Schutzhelmen stehen abseits und rauchen. Neben dem Block wölbt sich ein gigantisches Halbrund aus 18.000 Tonnen Stahl, mehr als 100 Meter hoch, fast so hoch wie der Petersdom in Rom. »Ein beispielloses Bauwerk in der Geschichte der Menschheit«, schrieb eine Lokalzeitung. Der Name klingt nach Verheißung: »Nowarka«, die neue Arche. Denn der »Sarkophag«, die Ummantelung des havarierten Blocks, die in den ersten Monaten nach dem Unglück geschaffen worden ist, ist undicht. Im Inneren des Blocks ist der Zustand von 1986 erhalten – in heißer Form. Wer mit dieser radioaktiven Lava in Berührung kommt, ist sofort tot, heißt es. Es klingt nach Irrsinn, wie in einem Märchen.

In zwei Jahren, wenn die »Arche« fertig ist, wird sie auf Schienen über den Block gerollt, um das Innere für 100 Jahre von der Atmosphäre abzuschotten. Für das 1,5-Milliarden-Euro-Projekt wurde extra ein französisches Unternehmen gegründet. Für Slawutytsch ist die



»Arche« Fluch und Segen zugleich: Die französischen Ingenieure haben wieder Stolz und Wohlstand in die Stadt gebracht. In Slawutytsch ist man jetzt an ausländische Gäste gewohnt, neue Hotels, teure Restaurants haben geöffnet. Wenn die »Arche« jedoch fertig ist, werden wieder 1.000 Leute ihren Job verlieren. Und wieder werden Menschen wegziehen.

Aber es sind nicht alle, die das Ende der Atomkraft bedauern. Da ist etwa Walentina Repitsch. Als der letzte Block im Werk abgeschaltet wurde und die Arbeiter Blumen am Reaktor niederlegten, atmete sie auf. 1986 lebte sie mit ihrem Mann in einem Dorf wenige Kilometer vom Werk entfernt. Irgendwie gejuckt habe es auf den Lippen, und immer dieser metallische Geschmack auf der Zunge. Zwei Jahre nach dem Unfall brachte sie Jaroslaw zur Welt, ein klassisches »Tschernobyl-Kind«: Hydrocephalus, ein Wasserkopf, und schwere motorische Störungen. »Ich war überhaupt nicht darauf vorbereitet, ein behindertes Kind auf die Welt zu bringen. Danach habe ich keine Kinder mehr bekommen.«

Heute ist Repitsch stellvertretende Direktorin eines Behindertenheims in Slawutytsch, um sich auch während ihrer Arbeit um Jaroslaw kümmern zu können. Die meisten im Heim sind schwer behindert. Aber nicht alle haben einen offiziellen Status als »Tschernobyl-Opfer«

wie Jaroslaw. Es ist eine aufwendige bürokratische Prozedur mit vielen Untersuchungen, Reisen und Strapazen. Überhaupt habe der Staat mehr vertuscht als wirklich aufgeklärt, zuerst in der Sowjetunion, dann in der Ukraine, sagt Repitsch. So sei es immer wieder vorgekommen, dass Dokumente und Atteste aus rätselhaften Gründen in den Spitälern verloren gingen. Und in Slawutytsch sei der Wille zur Aufklärung noch geringer als sonst wo. Viele Betroffene würden erst gar nicht versuchen, sich als Opfer von Tschernobyl zu registrieren. Sondern lieber schweigen. »Das Werk ist hier doch der einzige Arbeitgeber – das ist der klassische Monopolist.«

Über die gesundheitlichen Auswirkungen von Tschernobyl herrscht bis heute keine Einigkeit. Das sogenannte »Tschernobyl-Forum« listet nur 50 Opfer auf, die direkt durch die Strahlung gestorben sind – und weitere 4.000 Opfer durch Spätfolgen wie Krebserkrankungen. Greenpeace hingegen rechnet in seinem »Tschernobyl-Gesundheitsbericht« mit 93.000 Toten. In Slawutytsch neigt man mehr zur ersten Annahme. Wenn wieder ein schwerbehindertes Kind auf die Welt kommt oder jemand an Krebs stirbt, heißt es: Hätte es das nicht auch ohne Tschernobyl gegeben? Beweisen lässt sich das nicht – aber eben auch nicht das Gegenteil.



Ein Gedenkstein im Zentrum von Slawutytsch, der an die ersten Opfer der Katastrophe erinnert.

Es gibt aber noch stumme Zeugen draußen, mehrere Kilometer von der Stadtgrenze von Slawutytsch entfernt. »Er schwor nicht nur auf die Heimatliebe, er ist sogar für sie gestorben. Oleg Kasakow. 1956–2009.« Immer wieder ist die Silhouette des Reaktorblocks auf den Grabsteinen eingraviert, von bunten Blumenkränzen und Kerzen eingefasst. Es ist nicht als Klage gemeint, sondern als letzte liebevolle Huldigung an die Stantsija, das Werk. 1957–2001. 1947–1995. 1962–2010. 1952–2000. Kaum jemand, der hier auf dem Friedhof begraben liegt, wurde älter als 50 Jahre. Zuletzt musste wieder ein großes Stück aus dem Wald herausgeschlagen werden für die vielen Toten, die Slawutytsch in den vergangenen Jahren zu beklagen hatte. Slawutytsch ist die jüngste Stadt der Ukraine – und jene mit den jüngsten Toten.

Vor dem Bürogebäude der Tschernobyl-Verwaltung steht eine Skulptur im wuchtigen Stil des sozialistischen Realismus. Prometheus. Man habe ihn nach dem Unfall aus Pripjat gebracht, heißt es. In einer heroischen Geste streckt er die Hände zum Himmel, um noch die Flammen zu erhaschen. Für die einen ist er der Feuerbringer, der »Vorausdenkende«. Ein Visionär, der den Menschen Zivilisation und Fortschritt brachte. Für die anderen steht er da als eine ewige Mahnung – ein Halbgott, dem unter Höllenqualen die Leber aus dem Leib gepickt wurde. ❧